

ANGST? BRAUCHT KEIN MENSCH

Der Bildende Künstler *Carlos Garaicoa* hofft auf neue Freiheiten in seiner Heimat Kuba. Doch momentan bleibt ihm nur, sie in der Kunst vorwegzunehmen

Von JULIAN IGNATOWITSCH

Der Platz der Revolution liegt gleich um die Ecke. An einem normalen Tag wie diesem tummeln sich hier ein paar Dutzend Menschen, Touristen, die mit amerikanischen Oldtimern in bunten Farben gekommen sind. Ein Pärchen macht ein Selfie vor verlassener Kulisse. Che Guevaras berühmtes Konterfei blickt vom Innenministerium am Rand über die großwahnwitzige Betonwüste, die zehn Fußballfelder füllen könnten. Und die kubanische Flagge weht einsam neben der Statue des frühen Revolutionärs José Martí. *Hasta la victoria siempre!*

Gut 800 Meter Luftlinie von diesem aus der Zeit gefallen Ort entfernt sitzt der Künstler Carlos Garaicoa auf der Terrasse seines Studios und meint: „Wir haben genug von diesen Typen, die uns sagen, was wir tun sollen.“ Er ist lange nicht mehr am Platz der Revolution gewesen: Fidel Castro hat hier seine berühmtesten Monologe gehalten, auch die Trauerfeier nach seinem Tod fand hier statt. Die Rolling Stones spielten im März 2016 ein Konzert. Kuba zwischen Kommerz, Kult und Kommunismus, so erlebt man es in diesen Tagen.

Garaicoa wünscht sich eine bessere Zukunft für sein Heimatland. „Das sozialistische Projekt ist gescheitert. Wir brauchen Veränderung“, sagt er. Große Worte von einem kleinen Mann, der ausgewaschenes T-Shirt und Flip-Flops trägt und der außerhalb seines Studios im Erdgeschoss eines heruntergekommenen Wohnhauses kaum jemandem auffallen würde. Dabei ist er einer der wenigen Kreativen, die Kuba schon vor Jahren verlassen und sich eine internationale Karriere aufbauen konnten. Garaicoa hat Glück gehabt. Mittlerweile lebt

er mit seiner Familie in Madrid, stellt in Venedig, München, Peking und Chicago aus, kehrt aber immer wieder in seine Heimatstadt zurück, wo er ein zweites Studio mit fünf Angestellten unterhält.

„Ich habe die Kraft der Politik und Ideologie kennengelernt“, sagt er. „Ich musste mit Einschränkungen leben.“ Reise- und Redeverbote, die Liquidierung von Oppositionellen oder die Unterversorgung in den neunziger Jahren – Garaicoa hat das alles erfahren. Heute sind in den Straßen Havannas nur Reste davon sichtbar: Geschäfte mit Schaufenstern sind häufiger geworden, Waren darin bleiben aber rar. Insgesamt hat sich das Land geöffnet, wobei nach wie vor gilt: Man kommt leichter rein als raus.

GARAICOA KONNTE bereits 1993 für ein zweimonatiges Stipendium nach Düsseldorf ausreisen. Die Kunst hat ihn befreit. Erst spät entdeckte der 1967 Geborene seine Leidenschaft, brachte sich selbst das Malen bei und ging nach dem Militärdienst auf die Kunsthochschule. „Das war ein vergleichsweise liberaler Ort“, schildert er. Plötzlich durfte diskutiert und experimentiert werden, die Professoren waren eher Kollegen als Lehrer. Kuba hatte Ende der achtziger Jahre andere Probleme, als seine Künstler zu überwachen. Vom sozialen Realismus hatten die Schüler natürlich gehört, aber die wenigsten praktizierten ihn.

Als Garaicoa nach Deutschland kam, knüpfte er Kontakte und machte mit seinen Werken in Europa auf sich aufmerksam. Heute organisiert er ein Austauschprogramm für kubanische Künstler. „Die Kunstszene ist vielfältiger geworden“, erklärt Garaicoa. „Aber junge Kreative haben es extrem schwer. Das Geld fehlt.“

Die harte Realität in Kuba ist für ihn seit jeher ein zentrales Thema. Er fotografierte die Ruinen seiner Heimatstadt und modellierte deren Prachtbauten: verfallene Häuser neben großen Palästen. Die Differenz zwischen dem „So ist es“ und „So könnte es sein“ begründet die Wucht seines Œuvres. In einer seiner Installationen baute er die abgebrannte Kultbar Sloppy Joe's neu auf, die in den vierziger Jahren von vielen amerikanischen Stars besucht wurde. Damals ein Traum, heute steht sie tatsächlich wieder in der Altstadt Havannas. Auch die Amerikaner sind wieder da und trinken Cuba Libre.

Garaicoa sieht die kubanische Gesellschaft an einem kritischen Punkt. „Es haben sich Türen geöffnet“, sagt er. „Die Frage ist, durch welche Tür wir gehen werden.“ Er spricht sich für Demokratie, Menschenrechte, freie Wahlen aus. Ob Kunst ein Land verändern kann? „Ja, kann sie“, sagt er. Garaicoa ist ein politisch engagierter Künstler. Er bezeichnet seine Kunst als „Antipropaganda“. Seine jüngeren Werke behandeln Krisenthemen unserer Zeit: Finanzkrise, Populismus, Rassismus, Terrorismus. Monumentale Architekturen wie das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei in Havanna oder die Bundesbank dienen ihm als Zeichen der Macht.

In Zeiten des Umbruchs und der Unsicherheit, sagt Carlos Garaicoa, müsse ein Künstler Position beziehen. Angst? „Wovor sollte ich Angst haben“, entgegnet er. „Künstler zu sein, bedeutet frei zu sein.“ Noch ist das auf Kuba ein Privileg.

JULIAN IGNATOWITSCH ist Autor und Kulturjournalist. Für manche Künstler reist er um die halbe Welt, auch nach Havanna

